

Eine exquisite Lektion in Oberwinterthurer Mundarterotik

Sehr geehrte Damen und Herren, lieber Richard Ehrensperger,

vor kurzem wurde ich einmal gefragt, weshalb ich die Dialekte so gern habe, auch jene, die hässlich seien, etwa den St. Galler Dialekt. Diese Frage macht mich immer etwas verlegen, weil ich die Antwort errate, die erwartet wird. Spricht der oder die Fragende selbst einen Dialekt, der gemeinhin als hässlich gilt, sollte ich antworten, es gebe gar keine hässlichen Dialekte, alle seien auf ihre Art schön. Ist der Dialekt der oder des Fragenden nicht spottgefährdet, dann muss ich antworten, dass mir die Vielfalt der Dialekte in der deutschen Schweiz am Herzen liege, als ob Vielfalt an sich etwas Lobens- oder Verteidigungswertes wäre.

Meine Neigung oder Zuneigung ist viel grundsätzlicher und bezieht sich nicht nur auf die Dialekte der deutschen Schweiz: Ich liebe Sprache, sei sie gesprochen oder geschrieben, die lebendig, anmutig und ausdrucksstark ist. Sprache, die nicht erstarrt ist in aufgeschwollener Floskelhaftigkeit, die von einem Park mit alten spricht, nicht von einer öffentlichen Grünanlage mit altem Baumbestand, die von zu wenig Ärzten auf dem Land spricht und nicht von einer ärztlichen Unterversorgung in ruralen Regionen. Sprache, die sich nicht um das windet, was eigentlich gesagt werden will. Sprache, die nicht klingt, wie leer gedroschenes Stroh.

Ich liebe es, wenn eine lebendige, anmutige und ausdrucksstarke Sprache gesprochen wird. Wenn sie mir mit ihren Tönen und Geräuschen in die Ohren fällt, manchmal langsam, als ziere sie sich, manchmal schnell und drängend, manchmal leise und schmeichelnd, manchmal laut und fordernd.

Ich liebe es, wenn sich die gesprochene Sprache im lebendigen Kontakt mit einem Gesicht und seiner Mimik, mit einem ganzen Körper und seiner Gestik verbindet, wenn das Heben einer Augenbraue, eine kleine Bewegung der Hand, ein leichtes Vorbeugen des Oberkörpers das Gesagte unterstreichen.

Richard Ehrensperger, meine Damen und Herren, verfügt über die Gabe des lebendigen, anmutigen und ausdrucksstarken Sprechens und Schreibens. Lassen Sie mich zuerst über das Sprechen etwas sagen, denn das geht ja dem Schreiben vor. Als mir Richard Ehrensperger vor mehr als einem Jahrzehnt zum ersten Mal im Studio gegenüber sass, um aus seinen «Bopplisser Doorffgschichte» zu lesen, vergass ich zwar nicht Hören und Sehen, weil meine Arbeit eine solche Vergessenheit nicht zulies, aber seine Stimme und seine Sprache nahmen mich augenblicklich gefangen. Warum?

Richard Ehrensperger sass nicht einfach da und las, er verkörperte seine Sprache und gab mir in Sachen Zürichdeutsch und Oberischnure eine Lektion, die mich als Mittelberner zugleich entzückte und herausforderte. Ich erlebte, was wir im heutigen Alltag der kurzen Sprachkontakte, des strategischen Wortgeklingels um Positionen und Macht und des gespielten medialen Sprechens, dem wir nur noch mit halbem Ohr zuhören, zu verlieren drohen. Ich erlebte, wie Sprache als Ausdruck das Wesen des Sprechenden prägt und wie der Sprechende in seiner Sprache erst ganz zum Ausdruck kommt, wenn er die Klänge und Töne, die besondere Ausdruckskraft und den besonderen Rhythmus seiner Sprache so sicher beherrscht, als könne sie nur so und nicht anders sein. Wir nennen ein solches Erleben in der Regel Können oder Kunst. – Ich fühle mich als Mittelberner herausgefordert, weil ich instinktiv merke, dass mein Berndeutsch immer anders klingen würde, auch wenn ich mich noch so sehr darum bemühte, zu ehrenspergern.

Dass wir uns recht verstehen: Ich meine nicht, dass man auf Oberwinterthurer Deutsch nicht mühsam bröösme-len könnte oder dass Berndeutsch das rasche Wort nicht zulasse. Ich meine nur, dass Richard Ehrensperger, als er in das Oberwinterthurer Deutsch hineinwuchs, mit feinem Sensorium auch die Töne, Klänge und Rhythmen seiner Eltern sowie der Chälermüller, Lämbbacher, Tschaggeboo, Schueppisser und Erb in Erinnerung behielt und sie auf seine Weise dienstbar machte. Der besondere Reiz von Richard Ehrenspergers Sprechen ist also der aus dem Ganzen eines erworbenen Dialekts gewachsene und geformte eigene Ausdruck.

Eigentlich – das nur nebenbei gesagt – sollte jede sprachliche Erziehung, auch das Erlernen einer Fremdsprache, auf einer möglichst guten Beherrschung der Muttersprache aufbauen, die bei uns immer ein Dialekt ist. Nur so werden die Menschen sprachlich wirklich mündig.

Nun zum Schreiben von Richard Ehrensperger. Nicht alle, die gut sprechen, schreiben gut. Sonst wären, etwas salopp gesagt, alle Menschen mit einem geölten Mundwerk gute Schriftsteller und Schriftstellerinnen. Dass das nicht so ist, wissen wir aus Erfahrung. Das Mundartschreiben hat aber seine besonderen Tücken. Weil wir

in der Schule nur das hochsprachliche Schreiben lernen, schreiben viele in der Mundart aus schriftsprachlicher Eingebung. Keiner hat das besser gesagt als der Schweizer Sprechwissenschaftler Walter Henzen in seinem Buch «Schriftsprache und Mundarten» von 1954:

„Die Schriftsteller, die es unternehmen Mundart zu schreiben, sind alle ans Schriftspracheschreiben gewöhnt. Wenn dann ein Schriftsteller zur Feder greift, um Mundart zu schreiben, entsteht für ihn leicht die Schwierigkeit mit der Frage: Wie schreibe ich die Mundart? Schon der Umstand, dass er sich zur Aufzeichnung der Mundart der schriftsprachlichen Zeichen bedienen muss, beweist, dass die Schriftsprache in der ganzen Angelegenheit die Führung hat. Daher ist die Sprache der Mundartdichtung oft keine reelle Mundart, sondern eine wirklichkeitsfremde Papiermundart. Der grösste Teil unserer Mundartschriftsteller unterliegt im Kampf mit der schriftsprachlichen Eingebung, die es zu überwinden gilt.“

Die Mundart, welche Richard Ehrensperger schreibt, unterliegt nie der schriftsprachlichen Eingebung, obwohl sie literarisch geformt ist. Literarisch geformte Mundart ist nie mit gesprochener Mundart identisch, denn die ist gespickt mit äh und öh, mit Satzabbrüchen, atzkonstruktionsbrüchen, unvollständigen Sätzen und Auslassungen, welche dem mündlichen Ausdruck in allen Sprachen eigen sind und uns überhaupt nicht stören. Wer behauptet, er schreibe Mundart, wie er spreche, lügt.

Nicht das Kopieren von Mündlichkeit ist also das Geheimnis guten Mundartschreibens, sondern das Verwirklichen des Mundartklangs, des Mundartausdrucks und des Mundarrhythmus in der Schrift. Das ist leichter gesagt als getan, denn den meisten Mundartschreibern fällt es schwer, sich beim Schreiben vom Hochdeutschen zu lösen und ganz aus der mundartlichen Eingebung zu formulieren. Es gelingt nur jenen, die hören, was sie schreiben und das Geschriebene so lange bearbeiten, bis es als Gehörtes ihrer mundartlichen Eingebung standhält.

Obwohl Richard Ehrensperger zeichnet und malt und nicht Musik macht, verfügt er beim Schreiben über so etwas wie ein sicheres Oberwinterthurer Dialektgehör. Sein Schreibdialekt fliesst, erzählt, spottet, neckt, nörgelt, klagt, drängt, zögert, schmeichelt, witzelt, und mahnt. Seine Geschichten sind voll Klang- und Sprachspielereien und voll genauer Erinnerungen an die Sprechweise anderer. Uns all das ist unterlegt mit diesem ganz speziellen Ehrensperger-Drive, mit dieser Ehrensperger-Vollmundigkeit, die nicht mehr und nicht weniger ist als eine exquisite Lektion in Oberwinterthurer Mundarterotik.

Das ist das eine. Nun zum zweiten: Verleger Chlaus Walter schreibt auf dem Klappentext von «Elise, Glettise, Gumischue», Richard Ehrenspergers Mundart sei *„diejenige von 1950, mit vielen heute verschwindenden Wörtern, aber auch mit dem Klang der Sprache von Winterthur, der sich inzwischen im ‚Mittelland-Deutsch‘ verliert, wie viele andere.“* – Ist er also ein Sprachpfleger oder gar einer, der schreibend dem huldigt, was man gemeinhin als das „bblumete Trögli“ zu bezeichnen pflegt?

Unter dem „bblumete Trögli“ versteht man jenen bewusst gepflegten altschweizerdeutsch-ländlich-exotischen Mundartschreibstil, der sich in ausgesuchtesten Wortklaubereien und gewundenen Konstruktionen delectierte. Ich gebe ihnen ein erfundenes berndeutsches Beispiel: Statt zu sagen „I schta uuf u ga i ds Bad ga Zäng putze“ fabuliert man im „bblumete Trögli“-Stil: „I graggen us em Lilache, la mi süüferli sitligen uber e Bettlade näbe Potschamber achen u schlaarpe Schturmen i Abtritt use ga d Schnaffle fiele.“

Nichts könnte Richard Ehrenspergers Schreibstil ferner sein als dieser gequält-ausgesuchte mundartliche Traditionalismus, der nur seine eigene Würde beweihräuchern wollte und meilenweit entfernt war von einer einst gelebten sprachlichen Realität. Richard Ehrenspergers Literaturmundart ist in «Elise, Glettise» Teil des Erinnerens und damit Teil der literarisch dargestellten Welt. Zugleich ist sie das Mittel, uns diese Welt zu vermitteln. Sie stellt eine Nähe zum Dargestellten her, die mit keiner anderen Sprachform zu erreichen wäre. Ich muss mir beim Lesen der «Elise»-Texte auch als Berner nicht mühsam meinen Weg durch altmundartlich-winterthürliches Unterholz bahnen. Nichts ist gesucht, nichts löst in mir einen Schu-schau-der-weiss-sogar-noch-dieses uralte-Wort-Effekt aus.

Richard Ehrenspergers «Elise»-Geschichte gehören zum Erinnerungsschrifttum, das in der Mundartliteratur sehr prominent ist. Der Schwerpunkt dieses Erinnerungsschrifttums ist noch heute ländlich-bäuerlich. Leider wird in ihm nicht selten das Alte, Hergebrachte idyllisch verklärt und Neues als Entwicklung zum Schlechten beargwöhnt oder gar abgelehnt. Ein Topos dieser Literatur, der zum Teil bis heute wirkt, ist der Gegensatz von gutem, gesundem Land und schlechter, kranker Stadt. Wer so schreibt – und das sind beileibe nicht alle Mundartschreibern, noch einmal sei deutlich gesagt, – formuliert schreibend seinen Wunsch nach einer heilen Heimat und nähert sich nicht erinnernd und schreibend möglichst präzise jener Welt, in der er oder sie gelebt hat.

Doch wirklich beheimatet ist man nur im Präzisen.

Richard Ehrenspergers «Elise»-Geschichten sind berückend schön und rühren den Leser und die Leserin an, weil sie so präzise sind. Vor uns öffnet sich ein kleinstädtischer Kosmos aus der Mitte des letzten Jahrhunderts. Wir lernen die Strassen und die Häuser kennen, die Menschen, welche in diesen Häusern wohnen und arbeiten, und zwar die Eingesessenen und die Zugezogenen, die Ehrbaren und die Beargwöhnten, die sogenannte Normalen und die Käuze. Wir erfahren von ihren Freuden und Sorgen, sehen, wie sie einander beistehen, einander gleichgültig sind oder einander das Leben schwer machen. Wir lernen diese Welt aus dem Blickwinkel des kleinen Richard kennen oder besser gesagt aus dem Blickwinkel des alten Richard, der sich an den kleinen erinnert. Wir spüren beim Lesen, wie in dieses Erinnern nicht nur Freude und Glück Einlass finden, sondern auch Erschrecken und Trauer, manchmal auch Verlegenheit oder Scham. Das macht das Buch lesenswert.

Natürlich ist auch bei Richard Ehrensperger ein gewisses Mass an Schmerz dabei, wenn er sich an eine Welt erinnert, „wo s für Luusbuebe no Platz gha hät“. Aber dieser Schmerz erwächst eher aus dem Bewusstsein des Alterwerdens, dem Trauern darüber, dass der Autor sich vielleicht manches anders vorstellen könnte, als es gekommen ist, und vielleicht der Trauer, dass sich auch so manches, was gut war, überlebt hat, dass vermeintlich Fragloses von Fragwürdigem überwuchert wird. Wichtig ist, dass dieser Schmerz und diese Trauer nie ein verklärendes Gewebe über die Welt breiten, welche Richard Ehrensperger mit «Elise, Glettise, Gumischue – äin vo Oberi phackt uus» mir und Ihnen geschenkt hat.

Lassen Sie mich am Schluss noch für Richard Ehrensperger werben und ein bisschen auch für mich: Am Donnerstagabend der nächsten und übernächsten Woche, also am 13. und 20. November liest Richard Ehrensperger in der Mundartsendung ‚Schnabelweid‘ aus «Elise, Glettise» vor und zwar auf Schweizer Radio DRS1, jeweils ab 21 Uhr. – Dass Sie alle das Buch kaufen und zwar nicht nur einmal, weil Sie es vielen Verwandten und Bekannten schenken wollen, ist doch selbstverständlich – oder waas, wie der kleine Richi sagen würde.

[Referat von Dr. Christian Schmid, Redaktor Schweizer Radio DRS, anlässlich der Buchvernissage 05.11.2003]